

# Armut als Entwicklungsrisiko – Möglichkeiten der Prävention und Intervention<sup>1</sup>

Hans Weiß

## 1. Einleitung: Zum gesellschaftlichen und ideologischen Umgang mit Entwicklungsgefährdungen im Kontext von Armut und Benachteiligung

Die Abschlussfachtagung „Opstapje – Schritt für Schritt“ fällt in eine Zeit, in der sich ideologische Auseinandersetzungen um die Frage von Armut und sozialer Benachteiligung und damit zusammenhängenden Entwicklungsgefährdungen von Kindern zu verschärfen scheinen. In der „Süddeutschen Zeitung“ vom 11./12. September 2004 wird auf der prominenten „Seite drei“ der Bremer Historiker Paul Nolte mit „furiosen Thesen“ zitiert, wie es in dem Artikel „Patient Deutschland“ heißt. Er sagt dort u. a.:

„Wir nennen Armut, was eigentlich nur Ungleichheit ist. (...) In Wahrheit haben wir diese nicht wirklich arme, aber verwahrloste Unterschicht und eine Oberschicht, die den Namen Elite nicht verdient, weil sie sich wie die Unterschicht verhält, weil sie sich abkapselt, weil sie sich eigene Regeln gibt und aus allem gesellschaftlichen Engagement zurückzieht. Ohne jegliche Prägekraft und Vorbildfunktion“ (zit. nach Roll 2003, 3).

Folgte man den Thesen Nolttes, wäre zu fragen, ob die Überschrift meines Vortrags falsch gestellt ist. Müsste es anstelle von „Armut als Entwicklungsrisiko“ nicht vielmehr heißen „verwahrloste Unterschicht als Entwicklungsrisiko“? Eine solche Formulierung wäre jedoch schlichtweg diskriminierend, weil sie die vielfältigen, auch ökonomischen und sozialstrukturellen Bedingungen der Entstehung von sozialer Benachteiligung, Verarmung und Deklassierung verkürzend und einseitig dem Verhalten der Betroffenen und damit diesen selbst anlastet.

Unter der Überschrift „Das große Fressen. Nicht Armut ist das Hauptproblem der Unterschicht. Sondern der massive Konsum von Fast Food und TV“ provoziert Nolte in „Die Zeit“ vom 17. Dezember 2003 (S. 9) in ähnlicher Weise. Seiner Meinung nach habe sich „die Kultur und der Lebensstil der Unterschichten ... in weiten Bereichen von der ökonomischen Basis, von materiellen Notlagen längst entkoppelt“. Es reiche daher nicht aus, „die Verschiedenheit von Kulturen bloß ‚anzuerkennen‘“, vielmehr gelte es, (sub-)kulturelle Verhaltensmuster daraufhin kritisch zu befragen, ob „sie Möglichkeiten (eröffnen), oder ... sie Menschen im Ghetto marginalisierter Lebensformen“ einschnüren. Ist dies der Fall, sind die betreffenden Menschen auch „zu erziehen“. Der bisherige Umgang mit ihnen komme einer „Politik der ‚fürsorglichen Vernachlässigung‘“ gleich. Diese zeige sich darin, dass „einer vergleichsweise hohen materiellen Fürsorge der Unterschicht ... eine Vernachlässigung in sozialer und kultureller Hinsicht gegenüber“ stehe (Nolte 2003, 9).

Armuts- und soziokulturelle Deprivationsphänomene von Kindern und Jugendlichen sind gewiss nicht nur unter den materiellen, sondern auch unter den (sub-)kulturellen Bedingungen ihrer familiären Lebenswelt zu sehen. Die deprivierende Lebenswelt dieser Kinder wird also von den spezifischen Verhaltensweisen ihrer Bezugspersonen mitgeprägt. Aber beide

---

<sup>1</sup> Vortrag am 14.09.2004 im Rahmen der bundesweiten, abschliessenden Fachtagung „Früh übt sich ...“ zum Modellprojekt „Opstapje – Schritt für Schritt“ ([www.dji.de/opstapje](http://www.dji.de/opstapje))

---

Dimensionen – die materielle und die soziokulturelle – stehen besonders bei chronischer Armut in einem engen, oftmals wechselseitigen Bezug zueinander: Restriktive materielle Bedingungen können, besonders wenn sie lange anhalten, zu soziokultureller Dysfunktionalität führen, wie umgekehrt dysfunktionale Verhaltensweisen die Auswirkungen von Armut auch für Kinder verstärken. Dies meint die Rede vom „Teufelskreis der Armut“. Der komplexe Zusammenhang von Armut und kindlichen Entwicklungsrisiken und die Frage, wie gegen ihn angegangen werden kann, erfordern also eine ebenso komplexe Problemsicht: Armut und soziale Benachteiligung sind weiterhin sowohl in ihrer *materiellen* Dimension (als Verteilungs- und materielles Transfer- bzw. Unterstützungsproblem) als auch in ihrer *soziokulturellen* Dimension (als Bildungsproblem) zu begreifen. Das eine ohne das andere würde zu einer problematischen Verkürzung führen.

In ähnlicher Weise wie Nolte argumentiert Katharina Rutschky (2003) in einer Sammelrezension zu drei neuen Studien zur Armut von Kindern und Jugendlichen. Im Blick auf eine Thüringer Studie zur Armut von Grundschulkindern (Chassé et al. 2003) kommt sie zu folgender Bewertung:

„Die Thüringer Untersuchung behauptet zwar tapfer, dass alle Mütter eine Erwerbstätigkeit wünschen und aus der Sozialhilfe heraus wollen – zu fragen hat man sich aber nicht getraut, warum diese Frauen (im Extremfall) Kinder mit drei verschiedenen Vätern kriegen, die allesamt nicht taugen.

(...) Gefangen in einem Gespinnst von Wohlmeinung und Moral, scheut man sich, der eigentlichen Armut in einer immer noch reichen Gesellschaft wie der Bundesrepublik wirklich ins Auge zu blicken. Arm ist kein Kind, dessen Eltern Sozialhilfe beziehen – arm ist es, weil die Eltern und Mütter über null soziokulturelles Kapital verfügen. Daraus folgte eine Votum nicht für die Umverteilung von Geld, sondern für gute Kinderhorte und Ganztagschulen und ein flächendeckendes Angebot an kulturellen Freizeitmöglichkeiten für diese Kinder ...“ (Rutschky 2003, 12).

Ähnlich wie Nolte bedient sich Rutschky einer einseitigen Argumentation, welche die materielle Dimension von Armut gegenüber der soziokulturellen Dimension unzureichend in den Blick nimmt. Sie läuft damit wiederum Gefahr, Kinderarmut und ihre Auswirkungen verkürzend primär als Folge ‚unangepassten‘ elterlichen Verhaltens zu deuten. In einem Punkt scheint sie sich jedoch von Nolte zu unterscheiden. Dieser fordert, wie ich zitiert habe, Angehörige der „verwahrlosten Unterschicht“ zu erziehen, wenn ihre (sub-)kulturellen Verhaltensmuster die „Menschen im Ghetto marginalisierter Lebensformen“ einschnüren (Nolte 2003, 9) – was immer er hier unter „Erziehung“ auch verstehen mag. Hingegen scheint Rutschky den Fokus notwendiger gesellschaftlicher Hilfen nur mehr auf die betroffenen Kinder und Jugendlichen selbst zu richten – und zwar außerhalb ihrer Familien. Sicher ist ihr in den Forderungen nach einem Ausbau von Betreuungs- und Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche beizupflichten. Von Beratungsangeboten und Erziehungshilfen für die Eltern und Familien, etwa im Sinne von „Opstapje“, ist bei ihr allerdings nicht die Rede.

Rutschky befindet sich mit dieser Position nicht allein. Vor einigen Jahren hat Brigitte Schwarzbach (1998) dafür plädiert, Kindern mit Entwicklungsgefährdungen im Kontext von Armut und Benachteiligung in den neuen Bundesländern nicht in der familienbezogenen Frühförderung, sondern in Kinderkrippen und Kindertagesstätten speziell zu fördern, weil der „Beeinflussung der elterlichen Erziehungskompetenz bzw. der Verbesserung des familiären Anregungsmilieus“ oftmals „deutliche Grenzen“ gesetzt sind (Häuser 1997; zit. nach Schwarzbach 1998, 77). Eine solche letztlich resignative Position, was die Arbeit mit den

Eltern von Kindern mit umweltbedingten Entwicklungsgefährdungen betrifft, hat eine lange Tradition. Sie zeigt sich zugespitzt in einer Äußerung des Blindenlehrers J. G. Knie auf seiner „Pädagogische[n] Zeitreise durch Deutschland im Sommer 1835 ...“: „Wäre es möglich die Kinder aller unsittlichen armen Eltern von diesen zu entfernen und unter bessern Einwirkungen zu erziehen, so würde man den Faulbaum der Armuth und Unsittlichkeit am sichersten entwurzeln“ (Knie 1837, 341). Auch hier fällt die pauschale, moralgeladene Zuordnung von ‚arm und unsittlich‘ auf.

Das Projekt „Opstapje“ ist ein Beispiel gegen die resignative Einschätzung „früher Hilfen“ für Kinder in und mit der Familie oder, wie die Amerikaner sagen, von „Home-based“-Förderung (im Unterschied zu „Center-based“-Förderung in Einrichtungen). Inwieweit dieses Projekt dem Anspruch wirksamer Hilfe genügt und wo seine Grenzen liegen, werde ich genauer ausführen. Zunächst jedoch möchte ich einige quantitative Aspekte zum komplexen Zusammenhang von Armut und kindlichen Entwicklungsrisiken verdeutlichen. Schließen werde ich mit Hinweisen zum Verhältnis von „Opstapje“ zur etablierten Frühförderung.

## 2. Zum Zusammenhang von Kinderarmut und Entwicklungsgefährdungen

Differenzierte Daten zur Auftretenshäufigkeit von Entwicklungsgefährdungen bei Kindern im Frühkind- und Vorschulalter und deren Zusammenhang mit Armut liefert eine bundesweite Studie, die im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt vom „Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e. V.“, Frankfurt am Main, 1999 bei knapp 900 sechsjährigen Kindern in Kindergärten durchgeführt wurde (Hock et al. 2000). Es zeichnet die Studie aus, dass sie von einem mehrdimensionalen, lebenslagenbezogenen Armutsbegriff ausgeht. Dieser schließt sowohl die materielle wie auch die psychosoziale und soziokulturelle Ebene ein (worauf ich in meinen kritischen Anmerkungen zu Nolte und Rutschky eingegangen bin):

„Es reicht ... nicht aus, Armut in der Logik einer sozialarbeiterisch-beratungsspezifischen Perspektive als ‚psychosoziales Problem‘ zu verstehen, das hauptsächlich eine Änderung von Einstellungen und Verhaltensweisen der Betroffenen erfordert. Ebenso wenig reicht es aus, Armut ausschließlich als materielles Unterstützungsproblem aufzufassen und Hilfen deshalb allein auf finanzielle Hilfen respektive Transfers zu verkürzen, wie es in den älteren sozialpolitisch-volkswirtschaftlichen Ansätzen manchmal geschehen ist“ (Hock et al. 2000, XIV).

In der Erhebung wurden folgende Dimensionen berücksichtigt:

- „(1) Materielle Situation des Haushaltes („familiäre Armut“)
- (2–5) Dimensionen der Lebenslage des Kindes
- (2) *Materielle* Versorgung des Kindes: Grundversorgung, d. h. Wohnen, Nahrung, Kleidung, materielle Partizipationsmöglichkeiten
- (3) ‚Versorgung‘ im *kulturellen* Bereich: z. B. kognitive Entwicklung, sprachliche und kulturelle Kompetenzen, Bildung
- (4) Situation im sozialen Bereich: soziale Kontakte, soziale Kompetenzen
- (5) Psychische und physische Lage: Gesundheitszustand, körperliche Entwicklung“ (Skoluda; Holz 2003, 112)

Die auf der Basis dieser Dimensionen ermittelten vielfältigen Lebenssituationen der Kinder wurden auf drei „zentrale kindspezifische Lebenslagetypen reduziert“ (ebd.):

- „Wohlergehen“: ein Kind ist in keiner dieser (Lebenslage-)Dimensionen „auffällig“;
- „Benachteiligung“: ein Kind ist in höchstens zwei dieser Dimensionen „auffällig“;
- „multiple Deprivation“: ein Kind ist in mehreren zentralen Bereichen „auffällig“ (ebd.).

Die drei Lebenslagetypen verteilen sich auf die Kinder mit und ohne Armut prozentual deutlich unterschiedlich (siehe Tabelle1).

Tab. 1: Lebenslagen von 6-jährigen Kindern (Soluda; Holz 2003, 113, Tab. 2)

Lebenslagetyp	Arme Kinder	Nicht-arme Kinder	Gesamt
Wohlergehen	23,6 %	46,4 %	40,2 %
Benachteiligung	40,3 %	39,8 %	40,0 %
Multiple Deprivation	36,1 %	13,7 %	19,8 %

Wie die Tabelle zeigt, führt familiäre Armut nicht generell zu „multipler Deprivation“ bei den betroffenen Kindern, auch wenn sie in armen Familien über 2½-mal so häufig vorkommt. Umgekehrt ist „Nicht-Armut nicht zwangsläufig der Garant für ein Aufwachsen des Kindes im Wohlergehen“ (Skoluda; Holz 2003, 113). So gelang es „rund 24 % der armen Eltern, Benachteiligungen von ihren Kindern fern zu halten ...“ (ebd.).

Diese Querschnittsdaten geben nur Auskunft über die jeweilige Lebenslage der Kinder zum Erhebungszeitpunkt. Eine Vertiefungsstudie im Jahr 2001 konnte Entwicklungen der Kinder zwei Jahre später ermitteln. Hier zeigte sich, dass sich „die Kinder der Gruppe ‚nicht-arm, multipel depriviert‘ ... im Vergleich zur Gruppe ‚arm, multipel depriviert‘ positiver“ entwickelten und „auch die Kinder der Gruppe ‚arm, im Wohlergehen‘ (1999)“ einem negativen Entwicklungsverlauf ausgesetzt waren (Skoluda; Holz 2003, 114). Deutlich wird daraus, dass die Kinder aus den Armutsfamilien „am stärksten der Gefahr von andauernder Unterversorgung unterliegen und abnehmende Zukunftschancen haben“ (ebd.).

Zusammenfassend ist festzuhalten: Kinder in Armut sind nicht zwangsläufig sozialisationserschwerenden Verhaltens- und Interaktionsweisen ihrer Eltern ausgesetzt, wengleich Armut ein Nährboden für diese ist. Es gelingt Familien in Armutslagen, die ungünstigen Auswirkungen einer materiellen Mangelsituation auf die Entwicklung ihrer Kinder zu kompensieren. Dabei „erweisen sich insbesondere ein gutes Familienklima und regelmäßige gemeinsame familiäre Aktivitäten als bedeutsam für das Wohlergehen und für die Zukunftschancen eines Kindes“ (Hock et al. 2000, 58). Allerdings fällt diese Leistung Familien mit zunehmendem Alter der Kinder und weiter bestehender Armut offenbar immer schwerer – was darauf hinweist, dass (materielle) Armut, besonders in ihrer chronischen Form, einen wichtigen Faktor für die Entstehung, Aufrechterhaltung und Verfestigung ungünstigen Erziehungsverhaltens von Eltern und deprivierender Entwicklungsbedingungen darstellt. Dies bestätigen auch US-amerikanische Untersuchungen (Duncan et al. 1994; Smith et al. 1997). Die Längsschnittstudie von Korenman et al. (1995) erbrachte bei Kindern in chronischer Armut „substantielle Nachteile“ (146) in der kognitiven und sozial-emotionalen Entwicklung. Ihre kognitiven Defizite waren ungefähr doppelt so groß wie bei Kindern in vorübergehender Armut (127 und 146).

### 3. Zur Wirksamkeit „früher Hilfen“ bei entwicklungsgefährdeten Kindern in Armut und Benachteiligung

Es stellt sich die Frage, was angesichts der oftmals bestehenden Komplexität der Risikofaktoren bei Kindern, die in Armut und sozialer Benachteiligung aufwachsen, „frühe Hilfen“ leisten können. Ich wähle hier bewusst „frühe Hilfen“ als einen Sammelbegriff, der alle Maßnahmen für Kinder, Eltern und Familien einschließt, die dazu beizutragen versuchen, die Entwicklungsbedingungen eines in deprivierenden Lebensverhältnissen aufwachsenden Kindes zu verbessern. Dazu gehören Maßnahmen einer „Home-based“-Förderung wie „Opstapje“ oder Frühförderung in der Lebenswelt der Familie durch Frühförderstellen, aber auch „Center-based“-Förderung, also spezielle Fördermaßnahmen in Krippen oder Kindertagesstätten. Die zahlreichen, insbesondere US-amerikanischen Forschungsbefunde zur Wirksamkeit früher Intervention bei Kindern, die in materiell und psychosozial hoch belasteten Verhältnissen aufwachsen, zeigen, dass hier durchaus eine insgesamt vorsichtig-optimistische Einschätzung angebracht ist (ich verweise auf den Aufsatz von Toni Mayr 2000 in dem Buch „Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen“).

Allerdings ist diese Wirksamkeit an bestimmte Bedingungen gebunden:

- *Möglichst frühzeitige und längerfristige Interventionen*

Besonders die ersten Lebensjahre sind eine kritische Zeitspanne für den Einfluss armutsbedingter Risikofaktoren; denn sie „begünstigen die Ausbildung dysfunktionaler familiärer Interaktionsmuster“ (Mayr 2000, 159). Daher kommt es darauf an, durch die Intervention in der Familie die Störungsdynamik frühzeitig und längerfristig zu minimieren.

- *Intensität der Intervention*

Interventionsansätze in der Familie können bei mehr Hausbesuchen in der Woche größere Wirkungen erzielen. Dies setzt allerdings eine entsprechende Akzeptanz der Familie voraus. Dabei sind auch zeitlich dichtere und zeitlich weniger dichte Abschnitte denkbar. Eine hinreichende Intensität kann vor allem durch die Kombination familienorientierter („home-based“) und außerfamiliärer („center-based“) Förderung in Institutionen (z. B. Kinderkrippen und Kindergärten) erreicht werden (darauf werde ich nochmals eingehen).

- *Ermöglichung von Schutz und Sicherheit und verlässlichen Beziehungen zu (erwachsenen) Bezugspersonen (Klein 2002, 70)*

Wie die Bindungs- und die Resilienzforschung zeigen, stellen verlässliche Beziehungserfahrungen mit signifikanten Personen, insbesondere den Eltern (der Mutter) oder weiteren Personen aus dem familiären und außerfamiliären Umfeld (z. B. ältere Geschwister, Verwandte, Nachbarn), aber auch Fachpersonen, z. B. Erzieherinnen in Krippen und Kindergärten, eine „sichere Basis“ (Bowlby) und einen wichtigen Schutzfaktor für die Entwicklung von Kindern dar. Daher kommt es darauf an, die Eltern (Mutter) in der Beziehung (Bindung) und Interaktion mit ihrem Kind zu stärken und gegebenenfalls zu versuchen, eine verlässliche (kompensatorische) Beziehung des Kindes zu einer anderen Bezugsperson anzuregen und zu sichern (vgl. Kühl 2003, 58). In einer „Center-based“-Förderung sollte darauf geachtet werden, dass Kinder aus deprivierenden Verhältnissen eine verlässliche Beziehung zu (mindestens) einer signifikanten Betreuungs- und Erziehungsperson aufbauen können.

Die Bedeutung der personalen Beziehung in der Förderung von Kindern in sozioökonomischer und -kultureller Benachteiligung belegen zahlreiche Untersuchungen (z. B. Schorr 1988): Förderprogramme etwa im Vorschulbereich waren dann wirksam, wenn sie diesen Kindern längerfristig Zugang zu kompetenten und fürsorglichen Erwachsenen anboten, „von denen sie Problemlösungsfähigkeiten lernten, durch die sich ihre Kommunikationsfähigkeit und ihr Selbstwertgefühl verbesserten“ – also Erwachsene, „die positive Rollenmodelle darstellten“ (Werner 1997, 201). In diesem Zusammenhang ist auch erwähnenswert, dass in der bekannten Kauai-Studie (Werner; Smith 1992) sich alle resilienten, d. h. gegenüber deprivierenden Lebensbedingungen in ihrer Kindheit und Jugend ‚widerständigen‘ Untersuchungspersonen an einen Lieblingslehrer bzw. -lehrerin erinnern konnten (Werner 1997, 198). Ich vermute, dass hier Erziehungspersonen für Kinder im Kleinkind- und Vorschulalter eine ebenso große Bedeutung haben können, auch wenn sie sich später an sie vielleicht nicht so gut zurückzuerinnern vermögen.

- *Fokussiertes Arbeiten innerhalb eines breiten Spektrums vernetzter, inhaltlich abgestimmter Hilfeangebote*

Notwendig ist ein mehrdimensionaler Ansatz: finanzielle, soziale und emotionale Unterstützung; konkrete Hilfen in der Alltagsgestaltung; Beratung und Unterstützung in Fragen des förderlichen Zusammenlebens mit dem Kind/den Kindern. Gerhard Klein (2002, 70) kommt bei der Auswertung der Forschungslage zu dem Schluss, dass „frühe Hilfen“ umso wirksamer sind, „je mehr sie die Alltagsbedürfnisse der Kinder befriedigen und ihre Lebenslage verbessern“.

Dieses Kriterium der Wirksamkeit „früher Hilfen“ kann die darin arbeitenden Personen in ein gewisses Dilemma bringen. Eltern in sozioökonomisch und soziokulturell benachteiligten Lebenslagen werden häufig so von ihren existentiellen Problemen im Hier und Jetzt in Beschlag genommen, dass ihnen wenig psychische Energie bleibt, auf die Bedürfnisse und Probleme ihrer Kinder hinreichend zu achten. Probleme der Kinder (als vorrangiges Anliegen jeglicher Frühförderung) nehmen gegenüber den lebensweltlichen Problemen in der Bedeutungshierarchie der Eltern oftmals einen nachrangigen Platz ein. – Dies ist die eine Seite des Dilemmas. Die andere Seite besteht darin, dass Mitarbeiter(innen) der Frühförderung von ihrem professionellen Selbstverständnis und ihren Arbeitsbedingungen her meist nur begrenzte Möglichkeiten haben, da aktiv zu werden, wo es den Familien am dringlichsten erscheint und wo auch aus fachlicher Sicht Hilfe primär ansetzen muss: bei den „banalen Geschäften“ des Alltags (Thiersch 1986, 24; vgl. auch Wolff 2002, 84; Zenz 2002, 136).

Dieses Dilemma ist wohl nicht gänzlich aufzulösen. Es kann jedoch verringert werden, wenn die Fachperson ernsthaft versucht, die lebensweltlichen Nöte und Bedürfnisse der Eltern und Familie in den Blick zu nehmen und darauf einzugehen, auch wenn es nicht unmittelbar um die Förderung des Kindes geht. Diese *lebensweltliche Handlungsorientierung* sollte gegebenenfalls konkrete Hilfestellungen bei der Antragsstellung von Sozialhilfe, bei der Suche nach einem Hortplatz für ältere Kinder oder einer geeigneteren Wohnung einschließen (Rödler 1997). Dies kann jedoch nicht heißen, dass die einzelne Mitarbeiterin in einem Interventionsprogramm, z. B. im Rahmen wöchentlicher Hausbesuche, all die gebotenen Aufgaben übernimmt. Wichtig wäre jedoch, die Eltern (Mutter) auf entsprechende Hilfeinstanzen weiter zu verweisen, sie darin aber auch zu unterstützen; denn das bloße Verweisen an andere Stellen kann von diesen Familien leicht als ‚Abschieben‘ verstanden werden. Es braucht unter Umständen der persönlichen Begleitung; Elfriede Seus-Seberich

spricht hier treffend von „begleitender Weiterverweisung“ (2000, 34; vgl. auch Weiß 2000, 187–189)

Frühförderung kann hier also nur Teil eines vernetzten Gesamtangebotes sein. Die Arbeitsteilung erfordert Kooperation und Vernetzungen mit anderen Institutionen des Sozialsystems, insbesondere mit der Kinder- und Jugendhilfe, z. B. der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Allerdings funktioniert diese in der Praxis leider noch nicht hinreichend, wie besonders Klein in seinem lesenswerten Buch „Frühförderung bei Kindern mit psychosozialen Risiken“ (2002) herausgearbeitet hat.

- *Flexibilität und individueller Zuschnitt der Frühförderangebote hinsichtlich Intensität, Dauer, Formen, Methoden und inhaltlicher Schwerpunkte*

Die Angebote sind auf die jeweiligen Möglichkeiten und Bedürfnisse des Kindes und der Familie individuell zuzuschneiden, damit frühe Intervention nicht zu einer „fürsorglichen Belagerung“ der Familie wird. Das erfordert ein möglichst genaues Achten auf diese Bedürfnisse: Wo stehen Familien in ihrer Entwicklung? Was können Eltern in der Zusammenarbeit investieren? Was sind ihre eigenen Erfahrungen bezüglich ihrer Situation und der des Kindes bzw. der Kinder? (Halpern 2000, 377 f.)

- *Kontinuität der Maßnahmen insbesondere über die ökologischen Übergänge wie den Eintritt in den Kindergarten oder in die Schule hinweg*

Wirksame Hilfen bei Kindern mit armutsbedingten Entwicklungsgefährdungen sind nicht zum Billig-Tarif zu haben. Mayr zieht am Schluss seiner differenzierten Metaanalyse folgendes Resümee: „Die aus verschiedenen Gründen sehr attraktive Hoffnung, inhaltlich eng umschriebene und zeitlich klar begrenzte – d. h. vor allem auch wenig aufwendige – primärpräventive Programme für Kinder oder Eltern könnten die vielfältigen Probleme von ‚high-risk‘-Familien dauerhaft lösen, scheint aufgrund der aktuellen Forschungslage nicht gerechtfertigt“ (2000, 163).

Mit Blick auf Familien in den innerstädtischen Ghettos US-amerikanischer Großstädte betont auch Robert Halpern (2000, 378) die Bedeutung „maßvoller“ Erwartungen bezüglich der positiven Einflussnahme durch familienzentrierte „frühe Hilfen“:

„In der Arbeit mit Familien, besonders aber in der Arbeit, die sich auf solche grundlegenden Bereiche wie das elterliche Verhalten richtet ..., sind Veränderungsprozesse als langsam fortschreitend, fragil und umkehrbar zu betrachten. Fortschritt muss in kleinen Einheiten gefasst und gemessen werden. Veränderung braucht Zeit, weil sie teilweise oder weitgehend durch die Beziehungen eintritt, die sich mit der Fachperson entwickeln, und solche Beziehungen erhalten ihre Stabilität und Bedeutung nur allmählich“ (freie Übersetzung: H. W.).

Die hier zum Ausdruck kommende Bedeutung einer vertrauensvollen Arbeitsbeziehung zwischen der Fachperson und den Eltern sieht Halpern als wichtigen Grund für frühe Interventionen in diesen Familien an: Denn bei der Frage, was diese Eltern am meisten an ihrer Beteiligung an einem Förderprogramm schätzten, hoben viele die Möglichkeit hervor, „eine unterstützende und Anteil nehmend Person zu haben: Jemanden zum Reden, jemanden, der einem Mut machte, der zuhörte und dem man vertrauen konnte“ (2000, 376).

Es erscheint angebracht, noch auf die Frage „Home-based“- oder „Center-based“-Förderung einzugehen. Sie könnte im Zuge evtl. zunehmender Verteilungskämpfe im sozial- und bildungspolitischen Bereich an Brisanz gewinnen. Ich erinnere an Schwarzbachs Favorisierung einer „außerfamiliären kompensatorischen Frühförderung“ (1998, 77) gegenüber familienorientierten Interventionen bei Kindern in deprivierenden Lebenslagen. Zieht man die amerikanische Forschung heran, spricht einiges für diese Position: Es gibt zu denken, „daß die direkte Förderung in einer Einrichtung – zumindest was die geistige Entwicklung betrifft – größere und länger andauernde Effekte bewirkt als indirekte Interventionen über die Eltern“ (Mayr 2000, 151).

Andererseits zeigen die Befunde aus den USA auch, dass es bei der Frage „Home-based“- oder „Center-based“-Förderung nicht um eine sich gegenseitig ausschließende Alternative gehen sollte. Besonders wirksame Projekte schlossen nämlich neben frühzeitiger, ganztägiger „Center-based“-Förderung der Kinder regelmäßige Beratungsbesuche in den Familien ein (Mayr 2000, 147). Offenbar führt ein breit angelegter Ansatz mit „Center-based“- und „Home-based“-Komponenten zu den nachhaltigsten Wirkungen sowohl in der kognitiven wie in der sozial-emotionalen Entwicklung der Kinder (ebd., 160 f.). So konnten Mütter in einem elternfokussierten Interventionsprogramm (Seitz; Apfel 1994) die bei ihrem erstgeborenen Kind erworbenen förderlichen Umgangsweisen auf ihre später geborenen Kinder ein Stück weit übertragen (wobei auch hier institutionelle Tagesbetreuung für das Kind angeboten wurde). In diesem Transfereffekt wird ein besonderer Vorteil familienbezogener Förderprogramme gesehen.

#### **4. Ausblick: Zum Stellenwert von „Opstapje“ und seinem Verhältnis zu den Frühförderstellen**

Beim Versuch, „Opstapje“ im Kontext der aufgezeigten Ergebnisse zur Wirkungsforschung „früher Hilfen“ und im Verhältnis zur Arbeit der Frühförderstellen einzuschätzen, scheinen mir folgende Punkte bemerkenswert:

- Klein (2002, 48) hat dem bisherigen System der Frühförderung eine „sozial selektive Wirkung“ attestiert. Den zentralen Grund für diese soziale Selektivität sieht er in einem individuumszentrierten Begriff von „drohender Behinderung“, der die Lebensbedingungen des Kindes als einen entscheidenden Risikofaktor für die kindliche Entwicklung nur nachrangig berücksichtige (ebd. 60). „Erst wenn die festgestellten Entwicklungsstörungen als Anzeichen für eine ‚drohende Behinderung‘ eingeschätzt werden“ (ebd.), kann das Kind Frühförderung erhalten. Klein fordert daher neben dem individuumszentrierten einen *kontextorientierten* Ansatz der Früherkennung und Früherfassung, der von den Lebensbedingungen eines Kindes ausgeht. „Opstapje“ entspricht mit seinem präventiven Ansatz dieser Forderung Kleins.
- Ähnlich wie in der heutigen Frühförderung gefordert, geht es „Opstapje“ um eine „Stärkung der Eltern-Kind-Ebene“, die „Initiierung und Stabilisierung entwicklungsförderlicher Interaktionsmuster“, die „Initiierung und Erweiterung der Familienressourcen“ sowie die „Verbesserung der Integration der Familien ins soziale Umfeld“ (Deutsches Jugendinstitut 2004, o. S.). Auch dies entspricht wesentlichen Kriterien wirksamer „früher Hilfen“, wie ich sie aufgezeigt habe.



- Ähnlich wie die Frühförderstellen, aber ausschließlich arbeitet „Opstapje“ in Form einer „Komm-Struktur“. Sie kommt ins Haus und weist damit eine besondere Niedrigschwelligkeit auf.
- Zur Niedrigschwelligkeit und Lebensweltorientierung und damit zur Akzeptanz bei den Familien trägt bei „Opstapje“ zusätzlich der Einsatz von pädagogischen Laienhelferinnen aus demselben Stadtteil bei. So stammt eine Mitarbeiterin in einem Stadtteil Bremens mit Familien aus dem russischen Kulturkreis „ebenfalls aus diesem Kulturkreis und spricht die Sprache der Familien“ (Deutsches Jugendinstitut 2003, 29). Als Nachteil von Semi- bzw. Para-Professionellen erscheint allerdings deren begrenzte Fachlichkeit, die bei den Mitarbeiter(innen) der Frühförderstellen sicherlich höher ist.<sup>2</sup>
- Kritisch zu betrachten ist unter dem Gesichtspunkt der Wirksamkeit die begrenzte Intensität und Dauer von „Opstapje“. Wöchentliche Hausbesuche von einer halben Stunde für die Zeit von zwei Jahren liegen sicherlich am unteren Ende dessen, was sich in den US-amerikanischen Studien als Minimum einer wirksamen familienzentrierten Förderung herausgestellt hat.

Schon aus diesen wenigen Vergleichspunkten ergibt sich aus meiner Sicht, dass ein niedrigschwelliges Programm wie „Opstapje“ und die herkömmliche Frühförderung nicht in einem Konkurrenzverhältnis zu stehen bräuchten, sondern sich beide gegenseitig gut ergänzen könnten, auch um damit die Flexibilität der Angebotsmöglichkeiten für Familien zu erhöhen. Beide Systeme haben ihre – man kann fast sagen – komplementären Stärken und Schwächen. Ängste in Richtung einer Konkurrenz bestehen zum Teil auf Seiten der Mitarbeiterinnen in den Frühförderstellen, wie ich bei einem Workshop auf dem letzten Münchner Symposium Frühförderung<sup>3</sup> selbst bemerkt habe (vgl. auch Deutsches Jugendinstitut 2003). Sie sind insofern verständlich, als sich die Frühförderstellen derzeit in einer finanziell ungesicherten Situation befinden und „Opstapje“ ein billigeres System darstellt. Dies mag nachvollziehbare Bedrohungsgefühle bei den Frühförder-Fachpersonen wecken, dass sie von Semi-Professionellen verdrängt werden könnten. Umso wichtiger erscheint es mir, nach Wegen einer stärkeren, verbindlichen Vernetzung der beiden Systeme zu suchen, die aus meiner Sicht in einem Komplementärverhältnis stehen.

Für eine mögliche Kooperation und Bündelung der unterschiedlichen Schwerpunkte von „Opstapje“ und den Frühförderstellen – also des semi- bzw. paraprofessionellen und des professionellen Ansatzes – bietet z. B. ein Frühförderzentrum in North Carolina/USA gute Hinweise. Es wird von Carl J. Dunst geleitet, der durch seine Vergleichsstudien zur Wirksamkeit der Frühförderung und seine Überlegungen zum ökosystemischen Ansatz in der Frühförderung auch in der deutschen Fachöffentlichkeit bekannt ist. In diesem Frühförder-Zentrum kooperieren mit Migrantenfamilien und Familien aus ethnischen Minderheiten jeweils neben einer professionellen Fachperson zusätzlich eine Laienmitarbeiterin oder ein Laienmitarbeiter der gleichen ethnischen bzw. kulturellen Herkunft, um sprachliche und kulturelle Verständigungsprobleme zu reduzieren und einen intensiveren Bezug zur Lebenswelt der Familien herzustellen (Schweizer 2002). Dies müsste nicht in jeder dieser Familien zu einer schlichten Verdoppelung der dort tätigen Mitarbeiter(innen) führen (etwa

---

<sup>2</sup> Wie ich der Dokumentation der Freisinger Fachtagung 2003 zu „Opstapje“ entnehmen konnte, ist dies auch den Akteuren von „Opstapje“ bewusst; so heißt es in dieser Dokumentation unter „Grenzen von Opstapje“: „... eine Multiproblemfamilie ist keine klassische Opstapje-Familie“ (Deutsches Jugendinstitut 2003, 76).

<sup>3</sup> Münchner Symposium Frühförderung „Bündnis für Kinder“ am 18./19. März 2004 in der Ludwig-Maximilians-Universität München

dass sowohl eine Frühförderin als auch eine paraprofessionelle Person wöchentlich in die Familie kommen), könnte aber in bestimmten Familien zu einer besseren ‚Passung‘ zwischen den Bedürfnissen der Familie und den Angeboten „früher Hilfen“ beitragen. Gedacht ist dieses Beispiel nur als Anregung, in welche Richtung die Systemvernetzung gehen könnte.

„Opstapje“ wie die interdisziplinäre Frühförderung stehen auch vor weiteren gemeinsamen fachlichen Herausforderungen, z. B. dem Problem der rechtzeitigen Erkennung von entwicklungsgefährdeten Kindern in „anonymen Armutslagen“ außerhalb „sozialer Brennpunkte“. Der fachliche Austausch wäre also in verschiedener Hinsicht lohnenswert und zugleich ein weites Feld.

## Literatur

- Chassé, K. A.; Zander, M.; Rasch, K. (2003): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Opladen
- Deutsches Jugendinstitut (2003): Eine Kultur des Aufwachsens. Potentiale und Grenzen von Opstapje. Dokumentation der Fachtagung 27./28. Februar 2003 in Freising. München
- Deutsches Jugendinstitut (2004): Schritt für Schritt – Opstapje. Ein Frühförderprogramm für 2–4-jährige Kinder aus sozial benachteiligten Familien. Vorstellung des Modellprogramms und der wissenschaftlichen Begleitung. München
- Duncan, G. J.; Brooks-Gunn, J.; Klebanov, P. K. (1994): Economic deprivation and early childhood development. In: Child Development, 65, 296–318
- Häuser, D. (1997): Veränderte Kindheit – neue Herausforderungen an die Frühförderung. In: Vereinigung für Interdisziplinäre Frühförderung e. V., Ländervereinigung Berlin/Brandenburg (Hrsg.): Rundbrief 5
- Halpern, R. (2000): Early childhood intervention for low-income children and families. In: Shonkoff, J. P.; Meisels, S. J. (eds.): Handbook of early childhood intervention. 2<sup>nd</sup> edition. Cambridge, 361–386
- Hock, B.; Holz, G.; Simmedinger, R.; Wüstendörfer, W. (2000): Gute Kindheit – Schlechte Kindheit? Armut und Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Frankfurt am Main
- Klein, G. (2002): Frühförderung für Kinder mit psychosozialen Risiken. Stuttgart
- Knie, J. G. (1837): Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835, auf der ich elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten besucht und nachfolgende Blätter beschrieben habe. Stuttgart, Tübingen (Nachdruck Würzburg 1994)
- Korenman, S.; Miller, J. E.; Sjaastad, J. E. (1995): Long-term poverty and child development in the United States. Results from the NLSY. In: Children and Youth Services Review, 17, 127–155
- Kühl, J. (2003): Kann das Konzept der „Resilienz“ die Handlungsperspektiven in der Frühförderung erweitern? In: Frühförderung interdisziplinär, 22, 51–60
- Mayr, T. (2000): Entwicklungsrisiken bei armen und sozial benachteiligten Kindern und die Wirksamkeit früher Hilfen. In: Weiß, H. (Hrsg.): Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen. München, Basel, 142–163
- Nolte, P. (2003): Das große Fressen. Nicht Armut ist das Hauptproblem der Unterschicht. Sondern der massenhafte Konsum von Fast Food und TV. In: Die Zeit vom 17.12.2003, Nr. 52, 9
- Rödler, I. (1997): Pädagogik allein genügt nicht. In: Frühförderung interdisziplinär, 16, 82–87

- Roll, E. (2004): Der Hypochonder wacht auf. Patient Deutschland (I) – die Anamnese der Fachärzte: „Wir nennen Armut, was eigentlich nur Ungleichheit ist“. In: Süddeutsche Zeitung vom 11./12.9.2004, Nr. 211, 3
- Rutschky, K. (2003): Oliver Twist im Zeitalter der Kuschelpädagogik. In: Frankfurter Rundschau vom 12.9.2003, Nr. 213, 12
- Schorr, L. B. (1988): Within our reach. Breaking the cycle of disadvantage. Doubleday, New York
- Schwarzbach, B. (1998): „Quo vadis, Frühförderung?“ In: Frühförderung interdisziplinär, 17, 72–80
- Schweizer, A. (2002): Frühförderung in Deutschland und Amerika – Eine Gegenüberstellung im Hinblick auf die Arbeit mit entwicklungsgefährdeten Kindern und ihren Eltern in sozial benachteiligten Lebenssituationen. Unveröff. Diplomarbeit. Fakultät für Sonderpädagogik, Reutlingen
- Seitz, V.; Apfel, N. H. (1994): Parent-focused intervention: Diffusion effects on siblings. In: Child Development, 66, 376–391
- Seus-Seberich, E. (2000): Erziehungsberatung zwischen Therapie und Prävention. Ein gemeindepsychologischer Zugang zur Beratungspraxis am Beispiel des Münchner SOS-Beratungs- und Familienzentrums. In: Frühförderung interdisziplinär, 19, 30–38
- Skoluda, S.; Holz, G. (2003): Armut im frühen Kindesalter – Lebenssituation und Ressourcen der Kinder. In: Frühförderung interdisziplinär, 22, 111–120
- Smith, J. R.; Brooks-Gunn, J.; Klebanov, P. K. (1997): Consequences of living in poverty for young children's cognitive and verbal ability and early school achievement. In: Duncan, G. J.; Brooks-Gunn, J. (eds.): Consequences of growing up poor. New York, 132–189
- Thiersch, H. (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim, München
- Weiß, H. (2000): Frühförderung bei sozioökonomisch bedingten Entwicklungsgefährdungen: Stellenwert, fachliche Orientierungen und Aufgaben. In: Weiß, H. (Hrsg.): Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen. München, Basel, 176–197
- Werner, E. (1997): Gefährdete Kindheit in der Moderne: Protektive Faktoren. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, 66, 192–203
- Werner, E. E.; Smith, R. S. (1992): Overcoming the odds. High risk children from birth to adulthood. Ithaca, New York, London
- Wolff, R. (2002): Kindesvernachlässigung – Entwicklungsbedürfnisse und die fachlichen Aufgaben der Jugendhilfe. In: Zenz, W. M.; Bächer, K.; Blum-Maurice, R. (Hrsg.): Die vergessenen Kinder. Vernachlässigung, Armut und Unterversorgung in Deutschland. Köln, 70–87
- Zenz, W. M. (2002): Zwischen Macht und Ohnmacht. Die Beziehungsdynamik von Helfer und Familie bei Kindesvernachlässigung und ihre Folgen für lösungsorientiertes Arbeiten. In: Zenz, W. M.; Bächer, K.; Blum-Maurice, R. (Hrsg.): Die vergessenen Kinder. Vernachlässigung, Armut und Unterversorgung in Deutschland. Köln, 130–142

*Anschrift des Verfassers:*

Prof. Dr. Hans Weiß  
Pädagogische Hochschule Ludwigsburg  
Fakultät für Sonderpädagogik  
Postfach 2344  
72713 Reutlingen